



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# T a g e b u c h.

## I.

### Plaudereien aus Paris.

Als ich gestern Abend aus den Arkaden der Rue Rivoli trat, sah ich an der Ecke, wo der kleine englische Restaurant sich befindet, einen alten Herrn an der Seite eines schlanken, hübschen jungen Mannes gehen; ein Wagen fuhr hinter Beiden her. Da die Leute stehen blieben und grüßten, so faßte ich die zwei Herren näher ins Auge — ich hatte ihre Portraits oft genug gesehen, um mich nach ihren Namen nicht erst erkundigen zu müssen: es war der König und der Herzog von Nemours. Fast jedes deutsche Blatt und Blättchen hat jetzt seinen Correspondenten in Paris und doch wird das deutsche Publikum durch lügenhafte Schilderungen betrogen. Erst vor wenigen Wochen lasen wir hier in der Cölnischen Zeitung einen Correspondenz-Artikel aus Paris, worin der Wagen, in welchem allein der König sich auf die Straße wagt, als eine Festung, als eine Art Ehrenbreitstein geschildert wurde. Der herzensgute mitleidige Correspondent bedauerte den armen König der Franzosen gerade in dem Tone, wie man einen deutschen Flüchtling, der hier zu 1 Franken die Stunde Privatunterricht gibt, bedauern muß. Indessen können wir die deutschen Leser getrost versichern, daß es trotz Fieschi, Mibaud, Darmes &c. immer noch angenehmer ist, König der Franzosen zu sein, als deutscher Sprachmeister. Der König machte in letzterer Zeit häufige Spaziergänge durch die Stadt und zwar nicht in dem strengen Incognito einer Maske, die sich fürchtet, erkannt zu werden, sondern in der Ruhe und Sicherheit eines Privatmannes, der wohl weiß, daß ihn Viele kennen und der links und rechts freundlich grüßt. Wie wenig politische Aufregung, ja sogar wie wenig politisches Interesse in diesem Augenblicke hier herrscht, ist an den heißen Kämpfen ab-

zusehen, welche über die Kunstausstellung, über die Lucretia von Ponsard, über die Burggrafen und die Judith von Mad. Girardin geführt werden. Es ist, als hätte man hier das Straßenpflaster nie aufgerissen und als lebten wir zu den Zeiten Ludwig's XV. Sogar die aristokratischen Tendenzen stellen sich wieder ein, und wer nur Gelegenheit hatte, den Bazar zu besuchen, den die Königin im Palais royal von der Elite der Damenaristokratie zum Vortheile der Verunglückten in Guadeloupe eröffnen ließ, der konnte sich leicht überzeugen, welches Vergnügen die demokratische Generation von 1830 sich daraus machte, mit den aristokratischen Sprößlingen des ancien régime zu verhandeln. Dieser Bazar wird noch lange Stoff zur Conversation geben, da er in der That die Pariser Gesellschaft wieder in ihrem alten Glanze zeigte und den Beweis lieferte, daß in Allem, was Grazie, gesellige Feinheit und Geschmack betrifft, Paris noch immer die Hauptstadt der Welt ist. Man kann zwar nicht sagen, daß Alle, welche diesen Bazar besuchten, sich eines besonders guten Tons beflissen hätten; vielmehr waren diese aristokratischen Damen, die sich als Verkäuferinnen und Landmädchen verkleidet hatten, manchem unartigen Scherz, manchem plumpen Wort ausgesetzt, und man war sogar genöthigt, am letzten Tage nur solche einzulassen, welche Eintrittskarten hatten; im Ganzen jedoch war dieser Bazar eine der reizendsten und geistreichsten Episoden des Pariser Lebens. In dem ersten Saale befand sich eine Conditorei, in der die Marquise von Dalmatien, die Schwiegertochter des Marschall Soult, die Wirthin machte; sowohl diese Dame, als die andern, welche ihr als Ladenjungfern Gesellschaft leisteten, waren vollkommen, sowohl in Kleidung als im Geiste ihrer Rollen und riefen auf die lockendste und anziehendste Weise: „Frische warme Pastetchen! Täubchen, die eben erst aus dem Ofen kommen! Kaufen Sie, meine Herren, regaliren Sie Ihre Damen!“ In einem andern Saale gab sich die junge und schöne Gräfin von Castellane die Mühe, einem weitand schönen und jungen Stutzer in eigener Person eine Cravate anzuprobiren. Der Dandy war durch diese lebenswürdige Artigkeit bis in den siebenten Himmel entzückt. Die Cravate saß vortrefflich, nur fehlte, nachdem die Schleife mit der Diamantnadel des Käufers befestigt worden, noch eine kleine Nadel, um die Enden anzustechen. — Wollen Sie mir nicht eine von denen geben, die Sie an Ihrem Gürtel haben, sagte der Ex-Abontis zu der hübschen und vornehmen Verkäuferin. — Mit Vergnügen, erwiederte diese und befestigte in der That die Enden der Cravate mit einer der Nadeln, die sie, ihrer Rolle gemäß, in ihrem blauen Gürtelbande stecken hatte. Als es aber ans Bezahlen ging, sagte die reizende Verkäuferin zu dem galanten Käufer: Die Cravate macht

fünfzehn Francs, die Nadel fünfzehn Louisdors. Dem Stuger blieb, wenn er nicht um seinen guten Ruf in der vornehmen Welt kommen wollte, Nichts übrig, als zum bösen Spiel gute Miene zu machen und wider Willen den Großmüthigen zu spielen. In einem dritten Saale sah man einen dicken, reichen Kaufmann, der sich erst vor Kurzem aus der Geschäftswelt zurückgezogen, wohl drei Viertel Stunden in Bewunderung versunken, vor dem Kaufstuden stehen, in dem die liebenswürdige Herzogin von Treviso ihre Rolle spielte. Herr N. hatte den Handelsoperationen der Herzogin mit gespanntester Aufmerksamkeit eines Kenners zugesehen und rief dann in aller Naivetät aus: „Ach wenn meine Frau von ihren Augen, Händen und ihrer Zunge einen so guten Gebrauch hätte zu machen wissen, so wäre ich zehn Jahre früher ein reicher Mann gewesen.“ Ein ähnliches Zeugniß für die kaufmännische Geschicklichkeit dieser hohen Damen hat ein Schriftsteller ausgestellt. Es hatten nämlich mehrere Literaten und Componisten ungedruckte Arbeiten als Beiträge zum Verkauf eingewandt. Einer dieser Beiträge war durch die Gräfin Montalivet zu einem außerordentlich hohen Preise verkauft worden. Als der Verfasser dies erfuhr, bat er sich von der Verkäuferin ein Zeugniß aus, um, wie er sagte, es seinem Verleger zu zeigen. — Wenn ich Ihnen über die *Lucretia* von Ponsard nicht ausführlich schreibe, so unterlasse ich dies nur aus dem Grunde, weil das Stück für Deutschland von einem sehr untergeordneten Interesse ist. Die schönen kräftigen Verse würden, wie alle französischen, in deutscher Uebersetzung wie Prosa aussehen. Die Reaction für den Classicismus, die das Stück hier hervorgebracht hat, können wir in Deutschland eben auch nicht brauchen. Unsere Literatur will hoffentlich ihren Geist nicht mehr im Geschmack der Vor-Gottschedischen Zeit renoviren. Racine und Corneille sind gestürzte Götter, denen wir nie mehr Altäre bauen werden; was sollen wir mit ihrem Epigonen Ponsard beginnen? Interessant ist es übrigens, wie plötzlich in diesem Gedränge von gemachten und wirklichen Celebritäten der Name und das Werk eines jungen, bisher unbekanntes Landdichters so durchdringen konnte, daß alle Mäuler und Journale nur von ihm sprechen, alle Schriftsteller ihn voll Neid betrachten, die Academiker ihm enthusiastische Briefe schreiben, daß der König ihn zu Tische bittet — und der Herr Baron von Eckstein sogar über ihn in Paroxismus geräth! Schon daß ein unbekannter, mitteloser junger Mensch eine Bühne findet, die sein Stück gibt, grenzt an ein halbes Wunder. Legteres hat Ponsard freilich seiner Reckheit zu danken. Man erzählt sich den Vorgang folgender Gestalt. Wenige Tage nach seiner Ankunft in Paris, ging der junge dramatische Dichter, sein Stück in der Sei-

tentische, zu dem Director des zweiten Théâtre français. Man sagt ihm an der Thüre, der Director sei beim Frühstück und könne ihn nicht empfangen. „Ich muß ihn sprechen,“ antwortet der Dichter im dringendsten Tone. Darauf wird er eingelassen. Der Director sitzt mit einer zweiten Person gemüthlich beim Café. Letztere ist Leon Gozlan, der gerade die Scenirung seines neuen Stückes zu besprechen hat. — Mit wem habe ich die Ehre? — Ich heiße Ponsard und bringe Ihnen ein Stück für Ihre Bühne, welches ich mir erlauben will, Ihnen sogleich vorzulesen. Dabei nimmt er einen Stuhl und zieht sein Manuscript heraus. — Wie heißt das Stück? fragt der erschrockene Director, der auf einen solchen Ueberfall nicht gefaßt war. — Lucretia, Tragödie in fünf Acten, ist die lakonische Antwort des Autors, der ohne eine Pause zu machen, sogleich die Personen und die ersten Verse des Stückes vorliest. Der Director rückt umsonst mit dem Stuhle. Der Vorleser läßt sich nicht stören. Leon Gozlan steckt lachend eine Cigarre an und macht gute Miene zum bösen Spiele; der Director folgt seinem Beispiel. Nachdem der erste Act zu Ende ist, ruft Gozlan ganz erstaunt: Mais c'est magnifique! — C'est sublime! — ruft der Director als Echo. Nach dem dritten Acte ist Gozlan entzückt, der Director außer sich; das müssen Sie geben lassen, ruft jener; künftige Woche, morgen, heute noch, schreit dieser. Der junge Provinziale mußte den Café mittrinken — und drei Monate darauf schöpfte der Director die Crème davon ab. Das Frühstück wurde ihm reichlich bezahlt. — Avis für deutsche Theaterdichter. Philipp P.

## II.

## Schelling und Göthe.

Schwerlich möchte man zwei moderne Namen finden, welche, wie diese, das deutsche Wesen in seiner glänzendsten Erscheinung ausdrücken. Göthe und Schelling — jeder in seiner Art Gründer eines neuen Reichs deutscher Bildung! Jener, ein Freund der öffentlichen Mittheilung; von Jugend an, seine lange Laufbahn hindurch, sich selbst lebend, sich selbst dem Volke gebend; Schelling dagegen, mit jugendlichem Feuer, wie ein erleuchteter Prophet, schwingt er sich in den höchsten Aether des Gedankens hinauf; dort verweilt er, den Blick unverwandt auf die Welt geheftet, ohne Theilnahme an den Stürmen, die nun über den Boden hinfahren, dem er sich entrückt hat. Tritt er nun endlich, nach dreißigjährigem Bedenken, an das Tageslicht, so scheint

ein ganzer Zeitraum unterdessen in seinem Geiste abgerollt zu sein; er denkt eine andere Gedankenweise; er redet eine andere Sprache, die Sprache des Greises, der den Mund aufthut, um das Thun und Treiben der Spätergekommenen zu züchtigen. Doch soll er den Folgen der langen Abgeschiedenheit nicht entgehen; er kann nicht mehr die Saiten anschlagen, in welche vor vierzig Jahren das Herz des Zeitalters einstimmte; er sendet uns priesterliche Worte eines Anachoreten, voll weisen Tiefsinns, aber ohne Gegenwart, ohne Anklang und Erschütterung. Seine Rede, statt zu offenbaren, verhüllt die Erkenntniß und verheimlicht ihren Ursprung; statt uns die Größe der menschlichen Vernunft fühlen zu lassen, quält sie uns mit geheimnißvollen Rathseln und bietet die Ueberreste dieser Vernunftmacht selber auf, um uns mit dem Bewußtsein der Nichtigkeit zu speisen. Es ist, als würden wir aus den frohen, üppigen, gesangerfüllten Hainen unseres Vaterlandes, in denen wir heimisch geworden, in denen wir auch ein Stück Himmel zu besitzen glaubten, in die bald düstern, bald klendenden, unbelaubten und unbelebten Geheimgänge der Niltempel, in die unerfreulichen Felsenwohnungen der alten Könige und Priester, vor die stummen, bedeutsamen Bilderreihen des Orients geführt. Eine ähnliche Wendung, wie der Weise von München und Berlin, nahm auch Göthe in dem letzten Stadium seiner Poesie. Die Offenbarkeit, der sprudelnde, rauschende Fluß seines Gesanges erstarrte und bannte sich zuletzt in das Schnitzwerk des späteren Faust; ein verschlossenes Jenseits der Ahnung, die Scenerie der Fabel und des Glaubens tritt an den Platz des uns vertrauten dichterischen Diesseits; der Sänger, der uns einst, im Liebesbunde mit seiner Zeit, sein eignes und der Welt Inneres unverhohlen, ohne Reid schenkte, wird ein karger, ängstlicher Lehrmeister, der uns von seinem Wissen mehr vorenthält, als mittheilt. Gleichwie nun Göthe, in den Werken seines Greisenalters, von der aus sich selbst schaffenden und spendenden Dichtung sich weiter abwandte, um in Allegorie, Nachbildung, ja in Larvenbildnerei sich zu vergnügen, so hat Schelling, der in seiner Weise auch als Dichter auftrat, wie es scheint, das nämliche Schicksal getroffen. Denn von der Philosophie, wie er sie einst in Jena angebahnt, von dieser Poesie des Gedankens, mit der er zuerst das deutsche Volk beschenkt hat, sich entfernend, wirft er sich nun in das Erforschen des Thatsächlichen, der Ueberlieferung; die Vernunft macht dem Ereigniß Raum; nun wandelt er in dem Zwielicht des Mythos; der productive Denker wird ein Philolog, ein Ausleger des Wortes und der Geschichte, ein Zeichendeuter der Bilder in Natur und Menschheit. Gewiß, in dem Leben des Einzelnen ist dieser Gang, dieses rückgängige Schicksal natürlich. Kann

aber die Mitwelt, die sich ohne Ende aus der Jugend recrutirt, diese Bewegung in Schelling begleiten, wie sie es bei Göthe durch ein längeres poetisches Interregnum gethan hat! —

## III.

## N o t i z e n.

Noch einmal Herr Scherer.

Die Grenzboten enthielten einen Artikel zur Vertheidigung Herrn Scherer's gegen die schwere Anschuldigung unrechtmäßiger Benutzung der Münch'schen Manuscripte. Seitdem hat ein neues Factum, — welches der Redaction dieser Blätter, als jener Artikel geschrieben wurde, noch unbekannt war, — die Anklage allerdings bedeutend aggravirt. Der Aufsatz in der Wiener Zeitschrift über die provengalische Poesie, der mit H. Scherer unterschrieben war, während er bereits dreißig Jahre früher in der Zeitung für die elegante Welt stand, ist in der That ein anscheinlich unwiderlegbarer Beweisgrund gegen den Angeklagten. Herr Scherer befand sich gerade in Brüssel, als die Leipziger Sournale dieses Factum bekannt machten; wir forderten darüber Aufschluß von ihm und er gab uns folgenden. Als Curator der Münch'schen Verlassenschaft war es Herrn Scherer darum zu thun, zu Gunsten der Erben Alles zu Selbe zu machen, was nur irgend einen Werth hatte. Unter Münch's Papieren fand sich auch der Artikel über provengalische Poesie, und Herr Scherer, der nicht ahnen konnte, daß das Manuscript bloß eine Copie sei, sandte ihn an die Wiener Zeitschrift und zwar mit der Ueberschrift: Aus den hinterlassenen Papieren Ernst v. Münch's, mitgetheilt von H. Scherer. Der Aufsatz blieb in Wien gegen anderthalb Jahre ungedruckt liegen, bis Herr Scherer in Gastein mit dem Redacteur der Wiener Zeitschrift, Herrn Witthauer, zusammentraf und so den Abdruck desselben erwirkte. Wodurch es geschah, daß die Worte: „Aus den hinterlassenen Papieren Ernst v. Münch's“ ausblieben, dieses, sagte Herr Scherer, sei ihm unbegreiflich und er erwarte darüber von Herrn Witthauer Aufschlüsse. — Wir unsrerseits glauben ebenfalls, daß diese Aufschlüsse erst abgewartet werden müssen, ehe man den Stab über den Angeklagten bricht. Es ist immer besser, einstweilen das Gute als das Böse zu glauben. Für den in neuester Zeit so oft verdächtigten Literatenstand ist es immer ein Vortheil, wenn auf die Ehrenhaftigkeit seiner Mitglieder so wenig Schatten als möglich fällt.

## Michelet gegen Schelling.

Je lärmender der Ruf ist, den die jungen Hegelianer in ihren Schlachten und Turnieren sich erworben haben, um so gleichgiltiger läßt uns das so eben von C. L. Michelet erschienene Buch, (Entwicklungsgeschichte der neuesten deutschen Philosophie, mit besonderer Rücksicht auf den gegenwärtigen Kampf Schelling's mit der Hegel'schen Schule) das weder die Kühnheit der jüngeren Schulhauptleute noch die Taktik eines Meisters aufzuweisen hat. Eine Rathgeberrede, worin die norddeutsche Metropole Partei nimmt, mußte unsere Erwartungen höher spannen, mußte eine Hauptschlacht in Aussicht stellen. Indessen nimmt Michelet den Ton an, wie Einer, der zurückgesetzt, angegriffen ist, sich beleidigt fühlt und nun sich beeifert, die Umstehenden zu überzeugen, daß er Nichts auf sich sitzen lasse. Ein Redner, der seine Stärke fühlt, sollte immerzu auf den spurlosen Untergang des Andern ausgehen. Philosophiren heißt nicht auf die Jagd oder auf Beute ziehen, sondern auf Krieg und Umsturz. Michelet erscheint gereizt, mißlaunig, und macht sich durch einzelne Ausfälle Luft, worum es uns, den Lesern, durchaus nicht zu thun ist. Seine Bemerkungen sind eher geringschätzig als schlagend, sie sind von keinem scharfen Salz gesättigt; es ist darin so was Gäng' und Gebes, daß Einem zu Muthe ist, als habe man oft über dergleichen gelacht; es duftet nach gelehrtem Stadtgespräch, in welches der Berliner Satyr mehr ungeschickt als beißend hineintaumelt. Michelet setzt voraus, daß man zu seinem Feldlager gehöre; vor den Zuhörern ging das an, wer aber darf dies uns, die wir das unzählige Publikum ausmachen, ansinnen? Zwar verspricht der Berliner Professor nur eine „besondere Rücksicht“ auf Schelling. Allerdings sieht es oft aus, als sehe er nur hinter sich und falle aus dem Marsch, wenn er den Kronphilosophen befehlet. Dabei ist er erbittert, ohne gefährlich, artig, ohne schneidend, gründlich, ohne mörderisch zu werden. Um den neuesten Prätendenten der legitimistischen Philosophie zu verderben, mußte ein von Anfang bis zu Ende durchgeführter Beweis der Unhaltbarkeit geboten werden; von der Grundlage des Gebäudes aus, durch alle Glieder und Fugen sollte der leuchtende und verzehrende Blitz der Richterhand fahren. Gegen Michelet's Protestationspolemik und Kleingewehr ist das Monument der Schelling'schen Weltepoche noch zu dauerhaft. Schwerlich dürfte das geschnürte Hegelthum ausreichen, um diese ehrwürdigen, der Pietät verfallenen Trümmer zu Staub zu reiben, um so weniger, da dieses Hegelthum selber von innen aus zerbröckelt.